

„Das war doch damals so üblich“

AUFARBEITUNG Mindestens 56 behinderte Kinder wurden in der NS-Zeit allein im Kinderkrankenhaus Hamburg-Rothenburgsort ermordet. Ein Buch von Andreas Babel sucht die Spuren der Täter

VON JOACHIM GÖRES

Mindestens 56 Kinder haben Ärztinnen des Hamburger Kinderkrankenhauses Rothenburgsort zwischen 1940 und 1945 zu Tode gespritzt. Es war ein Zehntel der 5.000 geistig und körperlich Behinderten, die während des Dritten Reichs ermordet wurden. Grundlage war der Euthanasie-Erlass des NS-Regimes von 1939. Ihm zufolge sollte „unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden“.

Nach Kriegsende ermittelte das Landgericht Hamburg zwar, doch weder Krankenhauschef Wilhelm Bayer noch elf beteiligte Medizinerinnen wurden angeklagt: Sie hätten das Unrecht nicht erkennen können, fanden die Juristen.

Soweit die historischen Fakten. 70 Jahre später hat sich der Journalist Andreas Babel in seinem Buch „Kindermord im Krankenhaus“ auf die Spur dieser Medizinerinnen gegeben, von denen keine mehr lebt. Welches waren ihre Motive, wie verlief ihre Karriere nach Ende des Zweiten Weltkriegs, wie haben sie sich nach 1945 geäußert, was berichten Verwandte über sie?

Fünf Jahre hat der Autor für sein Buch Akten und Forschungsarbeiten studiert und mit etlichen Menschen gesprochen. Sein Fazit: In der Mehrzahl machten die Frauen ohne wirklichen Zwang mit. Sie seien, schreibt er, geleitet gewesen von Karrierestreben und unbedingtem Gehorsam. Auch seien sie überzeugt gewesen, das Richtige zu tun: „weniger ‚wertvolle‘ Menschen zugunsten derer zu beseitigen, die es ohne sie leicht

ter haben würden“, so Babels Fazit.

Das bereuten sie auch nach dem Krieg nicht; ein typisches Beispiel ist Helene Sonnemann, stellvertretende Leiterin des Kinderkrankenhauses Hamburg-Rothenburgsort. Laut Ermittlungsakte hat sie zwölf Kinder mit dem Schlafmittel Luminal getötet. Auf Nachfragen der Staatsanwaltschaft gab sie die Tötungen zu und rechtfertigte sie.

Den einjährigen Werner Nohr etwa habe sie wegen seines Down-Syndroms 1942 mit einer Spitze getötet. Ein solcher Todeskampf konnte bis zu drei Tage dauern. Den Eltern teilte das Krankenhaus mit, dass ihr Kind an einer Krankheit gestorben sei.

Der Nachkriegskarriere schadete das nicht, im Gegenteil: Sonnemann wurde 1951 Leiterin der Kinderklinik Celle. Bei ihrer Verabschiedung in den Ruhestand 1976 resümierte sie: „Das Ziel ist ohne Unfall erreicht.“

Ein Neffe, der – wie viele andere von Babel befragte Verwandte – nicht namentlich genannt werden möchte, erinnert sich an Gespräche mit seiner Tante zur Euthanasie und zitiert sie mit den Worten: „Ich habe doch nichts Schlimmes gemacht. Das war doch damals so üblich.“ Und noch Ende der 1960er-Jahre hat Sonnemann der Mutter eines behinderten Kindes empfohlen, das Kind in den Durchzug zu stellen, damit es an der folgenden Lungenentzündung sterbe.

Als sie dies riet, war sie bereits wieder praktizierende Ärztin; alle, die in der NS-Zeit in Rothenburgsort gemordet hatten, konnten nach dem Krieg wei-



Fassadenschmuck bis heute: „Mutterliebe“ des den Nazis nahen Richard Kuöhl, der auch den „Kriegsklotz“ am Hamburger Dammtorbahnhof schuf. Foto: Gesche Cordes

ter in ihrem Beruf arbeiten: Die Hamburger Ärztekammer hatte es 1961 abgelehnt, ihnen die Zulassung zu entziehen.

Im Gegensatz zum NSDAP-Mitglied Sonnemann kann man bei anderen Ärztinnen allerdings nur vermuten, warum sie sich an den Kindermorden beteiligten, für die sie eine Sonderzulage bekamen. Denn nach 1945 haben sie darüber selten oder gar nicht gesprochen. Allerdings, nur zwei der elf Ärztinnen bekamen später eigene Kinder. Auffallend ist auch, dass die meisten befragten Verwandten heute Verständnis

„Würden Sie es einem Arzt verzeihen, wenn er Ihr Kind getötet hätte, nur weil er dazu gezwungen worden ist?“

SOHN DER ÄRZTIN MARGARITA VAN DER BORG, DIE NICHT MITMORDETE

zeigen. „Kann man sich ja heute gar nicht mehr vorstellen, unter welchem Druck die standen“, ist da zum Beispiel zu hören.

Umso interessanter sind die Kapitel über jene vier Ärztinnen, die nicht mitmordeten. Sie zeigen, dass man sich weigern konnte, ohne Nachteile fürchten zu müssen. Sehr eindrücklich berichtet Babel hier von eigenständigen Frauen, für die die Sorge um die ihnen anvertrauten Kinder Priorität hatte.

Ihre Motivationen waren unterschiedlich: Einige schöpften ihre Widerstandskraft aus tiefer Religiosität. Margarita van der

Borg etwa bewarb sich nach wenigen Monaten an ein anderes Krankenhaus; in Rothenburgsort hatte man sie unter Druck gesetzt, mitzutun. Ihr Sohn teilt ihre Haltung. Für ihn macht es keinen Unterschied, ob damals Druck herrschte oder nicht: „Würden Sie es einem Arzt verzeihen, wenn er Ihr Kind getötet hätte, nur weil er dazu gezwungen worden ist?“

So versammelt das Buch Schicksale und Statements verschiedener Art, verliert sich allerdings manchmal im Detail. Da fällt es nicht immer leicht, übergeordnete Fragen wie die nach der juristischen Aufarbeitung im Blick zu behalten. Dennoch ist es lesenswert, zumal es zeigt, dass sowohl vor 1933 als auch nach 1945 viele Menschen den „Gnadentod“ für Behinderte befürworteten.

Heute befindet sich im einstigen Krankenhausgebäude in der Hamburger Marckmannstraße das Institut für Hygiene und Umwelt. Im Gehweg liegen Stolpersteine für die ermordeten Kinder, finanziert durch Patenschaften der Institutsmitarbeiter. Etwas abseits hängt zudem eine vom Senat initiierte Gedenktafel. Sie berichtet, dass Hamburger Gesundheitsverwaltung, Amtsärzte sowie Ärzte des Kinderkrankenhauses an den Morden beteiligt waren. Der Text schließt mit den Worten: „Keiner der Beteiligten wurde dafür gerichtlich belangt.“

■ Andreas Babel: „Kindermord im Krankenhaus. Warum Mediziner während des Nationalsozialismus in Rothenburgsort behinderte Kinder töteten“, Edition Falkenberg 2015, 224 Seiten, 16,90 Euro

DAS PONY HAT ANSCHEINEND KEINEN ANDEREN SINN, ALS KLEINE KINDER ZU BELUSTIGEN. WIE DEM WOLF STEHT IHM NUR ZU, WAS DEN MENSCHEN BELUSTIGT ODER IHN ZUMINDEST NICHT STÖRT

Wenn des Menschen Wohl über allem steht, ist die Welt bald am Arsch

Unsere Oma hatte so ein Bild von uns, von jedem von uns, auf dem wir, ein kleines Kopftuch umgebunden, gegen den Wind, auf einem Pony sitzen. Unsere Mutter stand daneben, um uns ein bisschen festzuhalten, denn wir waren klein, als dieses Foto gemacht wurde. Vier Jahre alt, vielleicht auch erst drei Jahre alt?

So ein Foto gibt es von mir und von meiner Schwester und von meiner anderen Schwester auch. So ein Foto gab es auch von anderen Kindern, bei denen ich zu Besuch war. So ein Foto auf einem Pony war damals sehr beliebt. Man machte sie zum Beispiel im Tierpark. Da gab es immer Ponys für die kleinen Kinder. Da liefen sie ein Stück den Weg hinauf und ein Stück den Weg hinab und blie-

ben dann kurz mal stehen, für ein Foto.

Ponys hatten früher nie einen anderen Sinn, als dass ein Kind draufgesetzt und fotografiert werden konnte. Ponys waren hauptsächlich fotografische Details. Nun, das stimmt nicht ganz, denn Ponys waren auch für die kleinen Kinder die Vorstufe zum Pferd, eigentlich sind sie kleine Pferde. Ein Kind, das noch nicht auf einem großen Pferd reiten kann, das kann schon mal ein bisschen auf einem Pony reiten.

Auf jeden Fall ist das Pony aber süß und ungefährlich. Es gibt es in rosa und mit Glitzer-schwanz aus Plastik, es hat einen ähnlichen Ruf wie das Lamm oder der Koalabär. Deshalb wird es auch immer noch angeboten, im Zirkus, im Tierpark und auf

FREMD UND BEFREMDLICH

KATRIN SEDDIG

Foto: Lou Probsthahn



dem Jahrmarkt, wo es stoisch seiner Aufgabe der Kinderbelustigung nachgeht.

Es bleibt ihm ja auch nichts anderes übrig. Es ist nur ein kleines Pferd und es steht ihm anscheinend nicht zu, über die Prärie zu galoppieren, wild und gefährlich, frei und unbeschwert. Denn Tieren steht nur das zu, was den Menschen Spaß macht und sie nicht stört, belästigt oder belastet, wie zum Beispiel die Beutejagd des Wolfes.

Der Wolf schlägt in Nieder-

sachsen schon mal das eine oder andere Schaf und das soll er nicht, weil das den Menschen ziemlich belästigt und belastet. Deshalb soll er auch lieber nicht leben. Oder soll aufhören, Fleisch zu essen. Der Mensch selbst möchte damit nicht so gerne aufhören, er tötet erhebelich mehr Schafe als der Wolf.

Aber des Menschen Wohl ist das Wichtigste auf der Welt. Wichtiger sogar als die Welt selbst, weshalb die Welt auch irgendwann am Arsch sein wird. Aber bis dahin ist dem Menschen das egal. Bis dahin macht er sich schön und beklagt sich über den Wolf. Und lässt die kleinen Ponys für den Spaß seines Nachwuchses im Kreis laufen.

Solange im Kreis laufen, bis das Pony eine kreisförmige Vorstellung vom Leben hat. Es läuft

so vor sich hin, und sieht auf seine Füße und läuft und läuft und läuft und kennt kein anderes Leben als dieses kreisförmige. In der Nacht läuft das Pony weiter, im Traum, und träumt kreisförmige Träume.

Und es passiert eigentlich nichts weiter in seinem Leben, bis auf einmal, da kommen Menschen und erschrecken das Pony, es gibt großes Geschrei und die Kinder purzeln von dem Pony herunter und verletzen sich sogar und das Pony ist schockiert. Die Kinder sind schockiert. Der Ponybesitzer ist schockiert. Und ein paar Leute diskutieren später über diesen Überfall, der eine Tierschutzmaßnahme darstellen sollte.

Was sind schon ein paar erschreckte Gören gegen das lebenslange Leid eines kleinen

Ponys? Keine Ahnung, lässt sich schwer abwägen. Und die Empörung schlägt ein paar kleinere Wellen, auf dem Hamburger Dom. „Die armen Ponys“, sagt eine Frau, „latschen immer im Kreis. Tierquälerei ist dat“, und beißt in ihre Wurst.

Und ich denke, wenn die Frau das Schwein gekannt hätte, in das sie da beißt, wenn sie gesehen hätte, wie es vorher gelebt hat, wie es dann transportiert und geschlachtet wurde, dann würde sie vielleicht auch ein, zwei Sätze zu ihm gesagt haben, bevor sie in die Wurst aus ihm gebissen hätte, die gute Frau.

Katrin Seddig ist Schriftstellerin in Hamburg mit Interesse am Fremden im Eigenen. Ihr jüngster Roman „Eine Nacht und alles“ ist bei Rowohlt Berlin erschienen.